

Walter Ward: *The Mirage of the Saracen. Christians and Nomads in the Sinai Peninsula in Late Antiquity*. Oakland/CA: University of California Press 2015 (The Transformation of the Classical Heritage 54). XXVII, 193 S., 3 ill., 5 Karten. \$ 65.00, £ 44.95. ISBN 978-0-520-28377-0.

Manche Bücher sind ihrer Zeit voraus, andere erscheinen genau im richtigen Moment, und wieder andere kommen heillos zu spät. Walter Wards Monographie zum spätantiken Sinai gehört zu dieser dritten Kategorie. Fünf Jahre nach dem Erscheinen von Daniel Caners ausführlich kommentierter Quellensammlung¹ lässt sich die Relevanz der vorliegenden Studie nicht leicht erklären, bietet doch die 2010 vorgelegte Auswahl bereits eine exzellente Aufarbeitung und Kommentierung des zum Sinai vorliegenden spätantiken Quellenmaterials. Ward untersucht anhand von sechs Quellen (fünf davon sind Teil von Caners Sammlung), welche Vorstellungen vornehmlich christliche Autoren von den Sinai-Nomadinnen hatten, – eine Fragestellung, die sich knapper auch in Aufsatzform hätte verfolgen lassen.² Den Quellen ist gemein, dass sie auf den ersten Blick etwas entlegener erscheinen, ihnen aber doch in den letzten Jahren eine Vielzahl von Spezialstudien gewidmet wurde. Es handelt sich dabei um das Onomastikon der griechischen Ortsnamen des Eusebios, die Erzählungen des Ammonius und diejenigen des Pseudo-Neilos, die beiden Pilgerberichte der Egeria und des sog. Piacenza-Pilgers sowie die Topographie des Kosmas Indikopleustes. Einige Inschriften und Papyri ergänzen das Bild, auch jene sind allerdings Daniel Caners Quellensammlung entnommen, der sie dort bereits kommentiert hat.

Im Vorwort (xiii–xiv) verweist Ward darauf, dass diese Monographie ihren Anfang als Seminarhausarbeit genommen habe, und dann einen kurzen Intermezzo als Dissertationsarbeit (2008) gehabt hätte, jedoch grundlegend überarbeitet worden sei. Diese letzte Aussage lässt sich jedoch kaum nachvollziehen: In ihrer Grundanlage weist die Arbeit eine Vielzahl von Schwächen auf, die man in einem Band der ehrwürdigen Reihe „The Transformation of the Classical Heritage“ zunächst nicht erwarten würde: Die Fußnoten sind durch nicht enden wollende Quellenzitate aufgebläht, die aber fast ausschließlich der Illustration dienen und so gut wie nie kritisch diskutiert werden. Auf Forschungsliteratur wird häufig nur mit Kurztitel, bestehend aus Autorennamen und Jahreszahl, verwiesen, genaue Seitenzahlen fehlen oft, was gerade bei

1 D. Caner: *History and Hagiography from the Late Antique Sinai*, Liverpool 2010 (Translated Texts for Historians 53).

2 Vgl. jetzt zu einer ähnlichen Fragestellung, allerdings mit einem leicht unterschiedlichen geographischen Fokus sowie durchaus anderen Ergebnissen: K. Klein: *Marauders, Daredevils, and Noble Savages. Perceptions of Arab Nomads in Late Antique Hagiography*. *Der Islam* 92, 2015, 13–41.

zitierten Monographien den Sinn eines solchen Verweises sehr in Frage stellt. Wird im Text eine Forschungsdebatte angedeutet (ohne dabei freilich auch nur ansatzweise die verschiedenen Positionen darzustellen), hilft die in der Fußnote gegebene alphabetische Reihung von Kurztiteln reichlich wenig. Textpassagen wiederholen sich verbatim (inklusive ihrer Belege in den Fußnoten, etwa ein Verweis auf nabatäische Inschriften im Wadi Haggag, xxii und S. 12) oder stark ähnelnd (etwa die Ausführungen, was Egeria mit *eulogiae* bezeichnet, S. 43 und 59). Ortsnamen werden in einer inkohärenten Mischung aus antiken und modernen Namen wiedergegeben (etwa Nessana vs. Shivta im Negev). Einige seltsame Fehler lassen sich finden: Arezzo liegt in Italien, nicht in Spanien (xix), die wissenschaftliche Zeitschrift der Franziskaner in Jerusalem heißt „Liber Annuus“, nicht „Liber Annus“ (xxvi), und „safaitisch“ ist eine linguistische, keinesfalls eine ethnische Bezeichnung³ (S. 13). Störend ist die große Schwammigkeit, mit der Ward durchgängig argumentiert: „unzählige Inschriften“, die auf einen Sachverhalt hindeuten, werden als bloße Phrase immer wieder im Text zur Bekräftigung von Wards Vermutungen erwähnt, ohne dass an diesen Stellen auch nur ein epigraphisches Zeugnis direkt herangezogen werden würde – „viele Forscher“ bekräftigen bestimmte Thesen (oder lehnen mit Ward Gegenthesen ab), ihre Namen erfahren wir aber in den Fußnoten nur selten.

Die Einleitung (S. 1–15) bietet neben einem Abriss der folgenden Kapitel diverse Ausführungen zur verwendeten Terminologie („nomads“ versus „Saracens“; vgl. S. 1 mit Anm. 1; ähnlich dann auch zur Verwendung des Begriffs „pagans“, vgl. S. 3 mit Anm. 4). Als Fragestellung wird festgemacht, untersuchen zu wollen, wie vornehmlich christliche Autoren über den Sinai und seine Bevölkerung berichteten. Bedenklich ist es allerdings, dies mit einer postulierten „real relationship“ (S. 3) zu kontrastieren,⁴ wenngleich Ward die politischen Beziehungen zwischen Rom und den Ghassaniden bzw. Persien und den Lachmidern allenfalls grob zu skizzieren weiß (S. 3–4). Um der Studie einen originellen Methodik zu verleihen, bemüht sich der Verfasser, die Postcolonial Studies (S. 6–12) als theoretischen Unterbau seiner Ausführungen nutzbar zu machen. Auf den folgenden Seiten der Einleitung werden deswegen Standardwerke dieser Forschungsrichtung zusammengefasst. Was hingegen nicht erfolgt, ist eine sinnvolle Erklärung, wie genau dieses Vorgehen eine Studie zum spätantiken Sinai (bei dem die Mönche kurzerhand zu den Kolonisateuren, die Nomaden zu den Kolonisierten erklärt werden) bereichern kann. Alle zu erwartenden Schlagwörter (Liminalität, Subalterne, hybride Ge-

3 Vgl. dazu jetzt A. Al-Jallad: *An Outline of the Grammar of the Safaitic Inscriptions*, Leiden/New York 2015, S. 18–21.

4 Auch Aussagen wie „Through Ammonius’s *Relatio*, we are able to see how the inhabitants of the Sinai thought about themselves, the nomadic populations, and the geography of the Sinai“ (xvii) kann man schwer so stehen lassen.

sellschaften etc.) finden Verwendung; dies alles scheint dabei aber vielmehr zu einer notwendigen Pflichtübung zu geraten, ohne dass dies in den folgenden Kapiteln des Buches sinnvoll ausgeführt oder angewandt würde.

Das erste Kapitel untersucht die Beziehungen zwischen Nomaden und Sesshaften und gibt dabei in starker Verknappung die großen Forschungsdebatten der Limes-Forschung sowie die Thesen jüngerer Beiträge wieder. Klare Aussagen zum Verhältnis zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen/Lebensweisen kann auch Ward nicht machen. Die Forschungsinterpretationen bewegen sich seit einem Vierteljahrhundert zwischen den Polen „gegenseitige Abhängigkeit/friedliches Zusammenleben“ sowie „unerbitterliche Feindschaft/gewaltvolle Übergriffe“. Ward tendiert zur (auch von der Mehrheit der Forscher angenommenen) friedlichen Koexistenz, ohne dafür neue Belege liefern zu können. Ähnlich verhält es sich bei Wards etymologischer Spurensuche zum Begriff „Sarazenen“ – alle bekannten Vermutungen werden rekapituliert, und – vernünftigerweise – will sich Ward auf keine so recht festlegen, so dass er vielmehr konstatiert, dass aufgrund des nebulösen Ursprungs des Namens bereits in der Spätantike konkurrierende, christliche Volksetymologien aufkamen (etwa die Bezeichnung der nomadischen Araber als alttestamentarische Nachfahren der Sarah – im Gegensatz zu den Kindern der Magd Hagar, die zu den Hagarenen wurden; S. 25–27). Generell bleibt als eine Erkenntnis des ersten Kapitels, dass das Bild, das uns die Schriftquellen zu den Sarazenen liefern, ein literarisch überformtes, bisweilen ins Groteske gezogenes ist, welches mit dem vorbildlichen Lebenswandel und der moralischen Integrität der Sinai-Mönche kontrastiert wird. Das ist nun wahrlich keine neue Erkenntnis, aber dennoch eine überaus wichtige, deren Wiederholung nicht schaden kann. Gleichzeitig widersteht Ward aber nicht immer der Versuchung, diesen Textquellen dann doch Glauben zu schenken, wenn das seiner Argumentation opportun ist, etwa in diesem ersten Kapitel bei Hieronymus' Schilderung der Konversion von Elusa im Negev durch den heiligen Hilarion.⁵ Weiterhin ist bedauerlich, dass zwar spätere byzantinische Quellen Erwähnung finden, nicht aber die reiche arabisch-muslimische Tradition herangezogen wird.

Mit der schrittweisen Erschließung des Sinais für christliche Pilger beschäftigt sich Ward im zweiten und dritten Kapitel. Nachdem im vorherigen Kapitel der Versuch unternommen wurde, eine Skizze der sarazenischen Lebenswelten zu entwerfen, bleibt aber zur monastischen Präsenz am heiligen Berg einiges im Vagen. Dies ist verblüffend, liegt doch nicht nur eine Vielzahl von modernen Studien zum Mönchtum dieser Region vor (die Ward auch kennt und auflistet), sondern auch von Textquellen, aus denen man den

5 Vgl. zu dieser Episode: K. Klein: How to Get Rid of Venus. Some Remarks on Jerome's *Vita Hilarionis* and the Conversion of Elusa in the Negev. In: A. Papaconstantinou/N. McLynn/D. Schwartz (Hrsgg.): *Conversion in Late Antiquity. Christianity, Islam, and Beyond*. Farnham 2015, S. 241–266.

Ablauf des täglichen Lebens, liturgische Praktiken und historische Ereignisse hätte rekonstruieren können. Stattdessen kann man sich des Eindrucks kaum verwehren, dass Ward der Gefahr, vor der er bei den literarischen Quellen zu den Nomaden gewarnt hatte, selbst erliegt: Die Mönche erscheinen als eine gesichtslose Masse, die im Zuge einer kolonialistischen Raumaneignung, die ganz offensichtlich negativ gedeutet wird, den Sinai mit einer christlichen Bedeutungsaufladung überzog, die das alleinige Ziel verfolgte, möglichst viele biblische Ereignisse im real existierenden Raum zu verankern. Dass dadurch keineswegs nur Nachteile für die von Ward angenommene nomadische Urbevölkerung entstanden, wird nicht diskutiert. Die Belege, dass frühere Quellen (Eusebios und Egeria) mit ihrer Wortwahl suggerieren wollten, dass das Land den Sarazenen gehöre, sind fragwürdig (vgl. etwa Euseb. Onom. 166,17: παρακειμένη τοῖς ἐπὶ τῆς ἐρήμου Σαρακηνοῖς oder Itin. Eg. 3,8: *et fines Saracenorum infinitos ita subter nos inde videbamus*) – im Falle der Pilgerin Egeria müsste man sich generell fragen, ob ihre häufig stereotype, naiv verwunderte und nicht selten nachgerade beliebige Wahl von Adjektiven und Attributen zur Beschreibung von Orten überhaupt eine tiefere Aussage ablesbar machen kann.⁶ Auch das ungewöhnliche Verhältnis von Quellenzitaten und -paraphrasen mit den sich anschließenden Überlegungen ist in diesen Kapiteln auffällig. Egerias Beschreibung des Sinai wird textnah auf fünf Seiten (S. 81–86) zitiert, daran schließt sich genau ein Absatz mit eigenen Überlegungen von Ward an (S. 86 unten bis S. 87 oben).

Mit den Folgen der monastischen Raumaneignung im Sinai thematisch und quellentechnisch mit den Märtyrerberichten beschäftigt sich das vierte Kapitel der Studie. Erneut werden seitenweise ohne nennenswerte Interpretation die Texte paraphrasiert (S. 102–108), in den Fußnoten wird der paraphrasierte Text im griechischen Original fast ungekürzt wiedergegeben, so dass man besser beraten wäre, gleich die Edition oder Caners Übersetzung der Texte zu lesen. Inhaltlich nimmt Ward hier eine ausschließlich auf Hypothesen bestehende Verdrehung vor: Die in den Quellen beschriebenen (und, wie oft festgestellt wurde, möglicherweise stark übertriebenen) Gewalttaten von Sarazenen gegen Mönche geraten bei ihm zu verzweifelten Widerstandsaktionen der Nomaden gegen die monastische Bevölkerung, die jene zuvor gewaltsam vertrieben hätten. Als historische Vergleichsbeispiele wird unter anderem der Völkermord an den amerikanischen Ureinwohnern durch die ersten Siedlergenerationen bedient. Für einen monastischen Genozid an der nomadischen Urbevölkerung des Sinai, wie ihn Ward hier postuliert, findet sich aber einerseits kein Beleg in den Quellen (Ward trägt hier vielmehr die Vorwürfe, die die Mönche

6 Vgl. dazu meine einleitenden Ausführungen in K. Klein: Vertraute Fremdheit – erlesene Landschaft. Arbeit an Präsenz im Reisebericht der Egeria. In: H. Baumann/M. Rossdal (Hgg.): Reise und Heimkehr als kulturanthropologische Phänomene. Marburg a.d. Lahn 2010, S. 159–174.

gegen die Nomaden erhoben, an die monastischen Kolonisten selbst heran). Andererseits liest sich solch eine unvorsichtige Begriffsverwendung eines „Vielleicht-Völkermords“ genau zum hundertsten Jahrestag des Genozids an den Armeniern und unter den Eindrücken momentan sich im Gange befindlicher ethnisch und religiös gerichteter Vertreibungs-, Hinrichtungs- und Versklavungsaktionen an Jesiden und Christen sehr verstörend. Jenseits von Wards abstruser These findet sich sonst wenig in diesem vierten Kapitel. Das vierte Makkabäerbuch wird für die Darstellung von Martyrien als grundlegend dargestellt und ausführlich diskutiert – andere zeitlich nähere und örtlich relevantere Texte hingegen werden nicht erwähnt. Wards These hätte Grund gewinnen können, wenn er nomadische Gewalt in Unterägypten (wo freilich die Zahlen von sesshaften Mönchen deutlich größere waren) mit seinen sinaitischen Fällen verglichen hätte, gerade dies vermisst man aber.

Gegen die Hauptthese des vierten Kapitels einer gewaltvollen Vertreibung der Nomaden durch die Mönche spricht freilich auch die in den Quellen von der Spätantike bis zur heutigen Zeit erwähnte symbiotische Beziehung zwischen (wenn man vorsichtig formulieren will: einigen) Mönchen und (einigen) Nomaden. Gerade das im fünften Kapitel diskutierte Sinai-Kloster weist eine reiche Tradition guter Verbindungen zu den umwohnenden Nomaden auf, auch wenn es in der Geschichte bisweilen zu Belagerungen (etwa im späten sechsten Jahrhundert) gekommen war. Ward wurde im vorhergehenden Kapitel nicht müde zu betonen, dass die von den Nomaden ausgehende Gefahr primär eine imaginierte sei (alternativ: eine imaginierte Gefahr, die durch die Arbeit im Text als eine reale wahrgenommen wurde). Die hohen Mauern des befestigten Katharinenklosters lassen sich aber nur schwer anders erklären, als dass sie tatsächlich eine fortifikatorische Bedeutung hatten, die wohl doch auf eine tatsächliche Bedrohung zurückgehen muss. Zu den byzantinischen Befestigungsanlagen wird generell viel Forschung zitiert (v.a. S. 113), ein eigener Standpunkt Wards bleibt aber unerwähnt. Ähnlich verhält es sich mit der im letzten Kapitel behandelten muslimischen Eroberung des Sinais: Hier kann man Ward nur zustimmen, dass viele der bei ihm eingangs diskutierten Stereotypen der Sinainomaden (aber keineswegs nur dieser!) nun auf die islamischen Eroberer übertragen wurden (S. 110). Letztlich ist aber dies auch keine neue Erkenntnis, auch hätte man dies deutlich quellennäher gerade unter Einbeziehung der frühen islamischen Geschichtsschreibung, die wiederum mit neuen Etymologien gegenzusteuern versuchte, klarer herausarbeiten können.

Möchte man dem Buch von Walter Ward, der am Ende unvorsichtig behauptet, einen lehrreichen Ansatz für den christlich-muslimischen Dialog der Gegenwart vorgelegt zu haben (S. 137), positive Seiten abgewinnen, so könnte man hervorheben, dass er das Quellenmaterial, das in den Einleitungstexten und in der mit Fußnoten kommentierten Übersetzung von Daniel Caner bereits vorgelegt wurde, in monographische Fließtextform umgewandelt, d.h.

lesbarer gemacht habe. Die eigenständige Leistung beschränkt sich allerdings vielmehr auf eine Vielzahl von nicht belegbarer Hypothesen, so dass letztlich der Weg an der bewährten Quellensammlung nicht vorbeiführen darf, wenn man sich ernsthaft mit dem spätantiken Sinai beschäftigen möchte. Wards stete Hinweise auf die fiktive Gestalt der diskutierten Texte ist wichtig: Nicht alles, vielleicht auch nur wenig, was in den Texten steht, sollte man für bare Münze nehmen. Dies gilt aber gleichsam auch für die Gedankenspiele bei Ward. Seine von den Mönchen bekämpften, vertriebenen und kolonisierten Nomaden erscheinen als eine Fata Morgana in der Wüste und bleiben eine „Mirage of the Saracen“ in sicherer Entfernung fernab von einer tatsächlich quellenbasierten Auseinandersetzung mit dem Material, während die sie umgebenden Hypothesen auf Wüstensand gebaut sind.

Konstantin M. Klein, Bamberg
konstantin.klein@uni-bamberg.de

[Inhalt Plekos 18,2016 HTML](#) [Startseite Plekos](#)
